



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schultz-Ewerth, Erich: Kolonialpsychologie.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Die Grenzboten

## Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 22. April 1922

Nummer 15

---

---

### Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schulz-Ewerth.

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

Der Friedensvertrag von Versailles hatte den kolonialen Gedanken in Deutschland unzweifelhaft gefördert. Das Mißverhältnis zwischen unserm zerstückelten, überbevölkerten, ausgezogenen Heimatlande und den geräumigen, vohstoffreichen Kolonialgebieten, die empörend-hypokritische Methode des Kolonialraubs und die freiwillige Propaganda der vertriebenen Kolonialdeutschen riefen im Volke eine lebhafte Proteststimmung hervor und sorgten dafür, daß der koloniale Teil des Friedensrevisionsprogramms nicht bei Seite geschoben werden konnte.

Seit einiger Zeit nun beginnt die Anteilnahme an kolonialen Dingen sichtlich nachzulassen, und von sachkundiger Stelle ist bereits wiederholt darauf hingewiesen worden, daß deutscherseits der Verlust der Kolonien meist nur noch nebenher behandelt wird, wogegen z. B. die kolonialerfahrenen Engländer den ihnen daraus erwachsenen Gewinn als ein Attribum ersten Ranges buchen.

Allerdings erzeugt der ständige Abdruck der „Wiedergutmachung“ Sorgen, die sich unabweisbar an die erste Stelle drängen. Aber sie sind nicht die Grund-, jedenfalls nicht die alleinige Ursache der allmählichen Vernachlässigung der Kolonialfrage. Wenn man in den Kreisen, aus denen die bewußte und überlegte Führung hervorgeht oder hervorgehen sollte, sondiert, so entdeckt man auch da, wo die Notwendigkeit oder wenigstens Nützlichkeit einer Kolonialpolitik an sich äußerlich oder höflich anerkannt wird, ohne viel Mühe oft wieder jenen alten deutschen *Pessimismus*, unter dem die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches so lange zu leiden hatte.

Die Zeit, in der mit Angriffen auf die Kolonialverwaltung parlamentarisch Karriere gemacht wurde, dauerte etwa bis 1906. Dann wurden die Vorzeichen einer glänzenden Entwicklung so unmerkbar, daß die grundsätzliche Opposition verschwand. Man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß der Kolonialpessimismus an den Wirkungen unserer Erfolge eines natürlichen Todes verblühen sei. Doch er scheint jetzt zu neuem Leben zu erwachen, um unsern mangelnden Beruf zur Kolonialpolitik für die Zukunft

festzulegen. Das derzeitige politische Klima Deutschlands ist ihm entschieden beförmlich, und jene verheißungsvolle Periode, die durch den Ausbruch des Weltkrieges jäh beendet wurde, war zu kurz, um dauernd im Gedächtnis der Menge zu haften. Andererseits ist aber auch mit dem früher beliebten Argument, die deutschen Kolonien seien nichts wert, heute selbstverständlich nichts mehr anzufangen — warum hätte die Entente sie uns sonst genommen? — So tritt denn ein unbestimmter müder Fatalismus zu Tage, der fehlende Gründe mit der Miene überlegener Gesamtaufassung zu decken sucht und sich der stets verzichtsberreiten Urteilslosigkeit als bequem empfiehlt.

Hiergegen muß bei Zeiten Stellung genommen werden. Wir haben gerade genug davon gehabt und haben verspürt, wie behende unsere Feinde davon gegen uns Gebrauch machten.

Von vornherein ist zu betonen, daß keineswegs allein die Kolonialpolitik die Leidtragende ist, sondern es handelt sich um Alles, was unter den großen Oberbegriff der äußeren Kolonisation fällt, einschließlich also der sonstigen Auswanderung und unserer gesamten Außenbetätigung überhaupt. Der Kolonialpessimismus ist nichts anderes als die letzte Frucht einer allgemeinen, sehr verbreiteten Gefühlsrichtung, einer Stimmung, die bald an der Oberfläche auftaucht, bald als latenter Unterton die Gemüter beherrscht, — der Minderwertung des Ausgewanderten. Sie trifft jeden, der sein Heil außerhalb der Grenzen des Vaterlandes sucht, den Kolonialdeutschen aber anscheinend gerade deshalb besonders, weil er, solange es deutsche Kolonien gab, viel mehr im Rampenlicht stand als seine in fremden Ländern arbeitenden Landsleute. Der Umstand, daß diese Nebenerscheinung unserer kolonialen Bestrebungen in dem ansprechenden Gewande eines unserer Erbübel auftrat, hat zu ihrer Popularität viel beigetragen. Ich habe sie von Beginn meiner Laufbahn an verfolgt, damals als man noch mit halb mißtrauischen, halb bedauernden Blicken gemessen wurde, wenn man gestand, daß man in die Kolonien gehen wolle. Zwei Jahrzehnten eigener Erfahrung im Auslande und einer Prüfung der Ergebnisse im Lichte kolonialgeschichtlicher Studien verdanke ich die beruhigende Gewißheit, daß es ungefähr überall und immer so gewesen ist und daß die Achtung vor dem Auswanderer steigt, wenn man sich daheim Nutzen von ihm verspricht und er eine bessere Behandlung durchzusetzen weiß.

Wir haben es also mit einem alten Ladenaüter aus den Beständen des menschlichen Denkens zu tun. Es hat einen gewissen Reiz, seinen Spuren in der Weltgeschichte und der Weltliteratur nachzugehen.

In der klassischen Zeit der griechischen Kultur galt namentlich das Kolonialland Sizilien als der „Wilde Westen“ der hellenischen Welt. Uns sind darüber Zeugnisse erhalten, die eine verblüffende Ähnlichkeit der Verhältnisse erkennen lassen. Aus der römischen Geschichte ist der Hochmut überliefert, mit dem der *civis romanus* der urbs auf den nach den Kolonialprovinzen verpflanzten Stammesgenossen herab sah, auch dann noch, als dieser selbst die Stirnbinde des Stadtbewohners trug. Im Zeitalter der Entdeckungen wurde mit dem gleichen Maße gemessen. Besage, der unübertroffene Schilderer spanischen Lebens im 17. Jahrhundert, läßt seinen *Asmodi* von einem verschwenderischen Edelmann sagen:

„Er wird bald so weit herabgekommen sein, daß er sich um eine Stellung als Vizekönig bewerben muß“<sup>\*)</sup> und im Gil Blas wird eine schlechte Schauspielerin Rosarda folgendermaßen kritisiert:

„Man sollte sie unter die Truppe stecken, die gegenwärtig auf Befehl des Vizekönigs von Neuspanien ausgehoben wird und die unverzüglich nach Amerika eingeschifft werden soll“<sup>\*\*)</sup>

Damals drang das spanische Wort *rastracuero*, das ursprünglich einen in Amerika vielleicht schnell, immerhin aber auf honnette Weise reichgewordenen Lederhändler bedeutet, in die französische Sprache ein und wurde in der Form *rastaquouere* die gehässige Bezeichnung für einen ausländischen Hochstapler.

Geriet schon in Verzug, wer nur nach Neuspanien auswanderte, so war der dort Geborene, der (weiße) Creole, noch schlimmer dran. Er hatte, trotz seiner unanfechtbaren Hautfarbe, zu der Nichtachtung von Hause noch die des eingewanderten Kastilianers zu ertragen. An ihm hielt sich der letztere, der *gachupino*, gewissermaßen schadlos, obwohl doch dessen Kinder wiederum demselben Schicksal verfielen. Die Deklassierung des Creolen war nicht nur gesellschaftliche Sitte, sondern verwaltungsrechtlicher Grundsatz und wurde schließlich ein Hauptmotiv des Abfalls der Kolonien.

Unsern Altvordern war solche Anschauungsweise nicht fremd, so wenig teil sie im übrigen an der Kolonialbewegung jener Periode hatten. Der deutsche Sprachschatz liefert uns dafür einen Beleg in der aus dem späten Mittelalter stammenden sprichwörtlichen Redensart: jemand dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst. Der Pfeffer war dazumal das wichtigste Handelsprodukt. Seine Geschichte ist die Geschichte des Handels. Die Blüte der mittelalterlichen Handelsstädte beruhte auf ihm. Wen man aber los sein will, den wünscht man noch heute, wenn man nicht gerade deutlicher sein will, ins Pfefferland. Die kolonialpsychologische Bedeutung dieses Spruchzaubers ist uns nur nicht mehr recht bewußt.

In gleichem Sinne sagen die Franzosen *envoyer au Mississipi*, ein Wort, daß offensichtlich entstanden ist, als Louisiana noch französische Kolonie war. Mit einer Anwendung dieses siedlungspolitischen Grundsatzes endet der bekannte Roman des Abbe Prévost, *Manon Lescaut*: Zum Zwecke der Kolonisation entleerte man Zuchthäuser und Bordelle.

Ähnlich muß Voltaire gedacht haben, da er Kanada, als es den Franzosen verloren ging, wegwerfend „einige Morgen schneebedeckter Erde“ nannte.

In der Deportation erreicht die charakteristische Mißachtung des Auswanderers den Höhepunkt. Der Gedanke, unnütze, unbequeme oder gefährliche Elemente auf einfache Weise loszuwerden, ist in uns so unausrottbar mit dem Begriff der Kolonisation verbunden, daß noch kürzlich in einer deutschen Tageszeitung empfohlen wurde, für die *i n n e r e* Kolonisation, die doch mit der äußeren wenig mehr als den Namen gemein hat, Strafgefangene anzusetzen.<sup>\*\*\*)</sup>

\*) Der hinkende Teufel, Kap. 3.

\*\*) Buch III, Kap. 10.

\*\*\*) „Berl. Tageblatt“ Nr. 175 vom 5. 4. 1921 (Sans Dyan).

Nachdem einmal die portugiesischen, spanischen, französischen und englischen Kolonien mit Verbechern beglückt worden waren, war es nur natürlich, daß offensichtliche Gebrechen, die diesem Teil der Bevölkerung zuzuschreiben waren, dem Kolonisten als solchem auf das ohnehin belastete Konto gesetzt wurden. Es läßt tief blicken, daß die Stadt Desterro (portug. = Verbannt), jetzt die Hauptstadt des brasilianischen Staates Santa Catarina, ihre Umtaufung in Florianopolis bewerkstelligte und daß die Kolonie Vandiemensland 1856 von der Regierung in London den Namen Tasmania erbat und erhielt, weil jener erste Name von Spöttern allzu oft in Vandiemensland verhöhnübelt wurde.

Allerdings war Vandiemensland eine der berüchtigten Strafkolonien gewesen, aber eine Art von Ostracismus lag auf allen englischen Kolonien und ihren Bewohnern, und das Wort „colonial“ — in Indien heißt es deutlicher country-bred — hatte in England nie einen guten Klang. Das Urteil oder Vorurteil war weniger schroff, doch in der Sache nicht anders als bei den romanischen Völkern.

Die Wichtigkeit, die die angelsächsische Kolonisation für die Welt gewonnen hat, legt es nahe, das sozusagen häusliche Verhältnis innerhalb dieser Völkerfamilie etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Sir Charles Dilke, der als einer der frühesten Vertreter der allbritischen Idee gewiß nicht darauf ausging, den Amerikanern Unannehmlichkeiten zu sagen, kann sich in seinem berühmten Buche „Greater Britain“ nicht entbrechen, auf Grund eigener Wahrnehmungen zu bestätigen, daß die amerikanischen Frauen unwomanly (unweiblich), die amerikanischen Kinder forward, ill-mannered and immoral (vorlaut, unmanierlich und sittenlos) seien.\*)

Ein junger englischer Diplomat aus bester Familie schreibt kurz und bündig:

„The Americans go down steadily in manners, morals, decent feelings and political skill, and will soon be Huns (!) like the Bulgars without their manly qualities.“\*\*)

(Mit den Amerikaner geht es in bezug auf Manieren, Sitten, Anstandsgefühl und politische Gewandtheit ständig bergab, sie werden bald Hunnen sein wie die Bulgaren, ohne deren männliche Eigenschaften.)

Als in der ersten Hälfte des Weltkrieges das englische Liebeswerben um Amerikas Beistand hysterische Formen annahm, brachte die „Times“ eines Tages einen fingierten Dialog zwischen dem englischen und dem amerikanischen man in the street (Mann aus dem Volke), propagandistisch sehr geschickt abgefaßt, wie es sich bei der „Times“ von selbst versteht. Das Gespräch endete natürlich mit der Feststellung, daß Blut dicker als Wasser sei, wenn es gegen Autokratie und Tyrannei gelte. Aber die englische Durchschnittsmeinung über Amerika ist doch in Amerika selber so gut be-

\*) a. a. D. 8. Auflage, S. 175.

\*\*) Chas. Lister, Letters and Recollections, with a memoir by his father Lord Ribblesdale, S. 53. Der Brief, der obige Stelle enthielt, ist vom 2. 9. 1913, wurde also unter dem Eindruck der bulgarischen „atrocities“ des Balkankrieges geschrieben. Wenn nur ein Jahr, ehe wir Gegenstand der englischen Schmähungen wurden, selbst die Amerikaner in englischen Augen Hunnen waren, dürfen wir uns trösten.

kannt, daß der Verfasser dem Amerikaner folgende Worte in den Mund legen mußte:

„Well, I don't believe in all this talk about English affection for Americans. I know you just despise us. We are a mongrel race — vulgar — worshipping the almighty dollar and all the rest of it. And now . . . you need us . . . I know what Americans have suffered in London in the past ten years.“

(Ich glaube alle diese Redereien von englischer Liebe für die Amerikaner einfach nicht. Ich weiß, ihr verachtet uns geradezu. Wir sind eine Mischrasse, vulgär, Anbeter des allmächtigen Dollars und dergleichen mehr. Und jetzt . . . habt ihr uns nötig . . . Ich weiß, was Amerikaner in den letzten zehn Jahren in London auszustehen hatten.)

Und noch zu derselben Zeit wurde in London eine satirische Komödie „Our Betters“ von Somerset Maugham aufgeführt, in der die amerikanische Anglomanen „mit giftiger Brutalität“, wie ein amerikanischer Kritiker sagte, verhöhnt wurden. Also nicht einmal Verehrung entwaffnet den englischen Verächter!

Der Ausdruck mongrel race ist überhaupt ein sehr beliebtes englisches Beiwort für das amerikanische Volk. Während vieles von dem, was dem Amerikaner nachgesagt wird, ohne weiteres auch dem englischen Kolonisten anhängt, — mit dem Vorwurf unreiner Rasse bleibt letzterer verschont, trotzdem auch manche englischen Kolonien nicht unerhebliche Bestandteile fremder Völker aufgenommen haben.

Man würde fehlgehen, wenn man annähme, diese englischen Offenherzigkeiten gegen die Amerikaner hätten ihre Quelle darin, daß die Engländer ihnen die Declaration of Independence immer noch nicht verzeihen könnten. Die alte Wunde schmerzt wohl gelegentlich noch, zumal wenn sich der Neid dazu gesellt. Aber die Gepflogenheit englischer Kriegsschiffe, wenn sie mit Amerikanern zusammen in demselben fremden Hafen lagen und der 4. Juli nahte, vorher abzuwegeln, damit sie den Flaggenjalous nicht zu feuern brauchten, wurde vor etwa ungefähr zwanzig Jahren abgeschafft und wird — vielleicht — nie wiederkehren. Die Grundlage der gegenseitigen Beziehungen ist und bleibt für den Engländer das Gefühl der kulturellen Ueberlegenheit, das ihn gegenüber jedem Kolonisten beseelt, aber im Falle des abtrünnigen Absalom freilich weniger (Fortsetzung folgt.)

## Die Wirksamkeit der österreichischen Kredithilfe

Von einem österreichischen Abgeordneten.

Das Eintreffen der ausländischen Gelddarlehen wurde vielfach als ein erfreulicher Wendepunkt in der Geschichte der wirtschaftlichen Not Oesterreichs gewertet; es wird sich nun aber die Frage erheben, an welchem Ende all der betrüblichen Mißstände zuerst anzupacken sein wird und wo der schon arg zerklüftene Rock mit dem entliehenen Flicken zuerst geflickt werden soll.

Um die gesamte Wirtschaftslage des Staates darzustellen, würde der verfügbare Raum eines Aufsatzes bei weitem nicht hinreichen; es muß genügen,